

GERD-KLAUS KALTENBRUNNER

„Der eindimensionale Mensch“

Zu Herbert Marcuses „Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft“

Die einzige Saat, die ich säe, ist wahrscheinlich ein gewisser Jargon. Diesen Seufzer *Ludwig Wittgensteins mag* heute *Herbert Marcuse* wiederholen, von dem kürzlich- unter dem Titel „Der eindimensionale Mensch“ ein ideologiekritischer Traktat erschienen ist *). Marcuse war lange Zeit im Schatten *Walter Benjamins*, *Ernst Blochs*, *Theodor W. Adornos* und *Max Horkheimers* gestanden und erlangte erst durch die spektakuläre Bewegung unter den Westberliner Studenten, in die er mit seinen Gastvorträgen im Juli 1967 unmittelbar eingriff, eine ebenso plötzliche wie problematische Berühmtheit. Seither gilt der bald 70jährige Denker, der 1933 aus seiner deutschen Heimat nach den USA emigriert ist, als der *Jean-Jacques* der heimatlosen Linken in der Bundesrepublik, vor allem unter der akademischen Jugend.

Im Zentrum seiner Analyse steht ein Gedanke, den bereits 1929 *Karl Mannheim* in seinem bekannten Buch „Ideologie und Utopie“ hypothetisch geäußert hat. Mannheim sprach damals von der Möglichkeit, daß das utopische Denken, das bisher alle sozialen

1) Herbert Marcuse: Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Soziologische Texte Bd. 40. Luchterhand-Verlag, Neuwied — Berlin 1967, 282 S., Ln. DM 26,—, Studienausgabe

Bewegungen der Neuzeit begleitet hatte, allmählich abstirbt und eine Gesellschaft zurückläßt, „die gleichsam mit sich fertig geworden ist und sich stets nur reproduziert“. Eine solche vollkommen utopielose Welt, die von keinen „seinstranszendenten“ Kräften mehr infrage gestellt wird, wäre ein Wendepunkt in der Geschichte der Menschwerdung: „Es entstünde die größte Paradoxie, die denkbar ist, daß nämlich der Mensch der rationalsten Sachbeherrschung zum Menschen der Triebe wird, daß der Mensch, der nach einer so langen opfervollen und heroischen Entwicklung die höchste Stufe der Bewußtheit erreicht hat — in der bereits Geschichte nicht blindes Schicksal, sondern eigene Schöpfung wird —, mit dem Aufgeben der verschiedenen Gestalten der Utopie den Willen zur Geschichte und damit den Blick in die Geschichte verliert.“²⁾

Herbert Marcuses mehr als dreißig Jahre nach dieser düsteren Prognose erschienenen Buch „Der eindimensionale Mensch“ kann man als einen Versuch charakterisieren, Mannheims These vom Versiegen des utopischen Potentials anhand sozialpsychologischer, kultursoziologischer und ideologiekritischer Befunde zu verifizieren. Zumindest ist dies die eine Aufgabe, die sich Marcuse gestellt hat. Gleichzeitig ist er jedoch bemüht, das Versprechen der Utopie, wenn auch in höchst abstrakten Umrissen, gegenüber einer sich zunehmend dagegen sträubenden Welt aufrechtzuerhalten: die „große Weigerung“, den „Protest gegen das, was ist“. Damit keine Mißverständnisse aufkommen, sei gleich anfangs betont, daß Marcuses Utopiebegriff, obwohl er die gegebene Gesellschaft transzendiert, einen empirischen Gehalt hat: er umfaßt die ungenutzten, gehemmten und mißbrauchten Kapazitäten der modernen technisch-industriellen Zivilisation im Hinblick auf einen Zustand, der dem *Marxschen* „Reich der Freiheit“ entspricht und den Marcuse als „befriedetes Dasein“ bezeichnet. Dieser utopische Zielbegriff ist realistisch genug, um nicht als eschatologische Verheißung oder närrischer Wunschtraum abgetan werden zu können. Er geht davon aus, „daß in einer gegebenen Gesellschaft spezifische Möglichkeiten zur Verbesserung des menschlichen Lebens bestehen sowie spezifische Mittel und Wege, diese Möglichkeiten zu verwirklichen... Der etablierten Gesellschaft steht eine nachweisbare Quantität und Qualität geistiger und materieller Ressourcen zur Verfügung. Wie können diese Ressourcen für die optimale Entwicklung und Befriedigung individueller Bedürfnisse und Anlagen bei einem Minimum an schwerer Arbeit und Elend ausgenutzt werden?“

So formuliert, scheint es sich bei der Einrichtung eines „befriedeten Daseins“ — zumindest in den hochentwickelten Industriegesellschaften — nur um ein technisches Problem zu handeln. Es zeigt sich jedoch, daß diese Vision utopisch genug ist, den ganzen Status quo infrage zu stellen. *Helmut Schelskys* Diktum über das Dilemma, mit dem gegenwärtig jede radikale Sozialutopie konfrontiert ist, könnte geradezu auf Marcuses „kritische Theorie“ gemünzt sein: „Es ist heute viel leichter, die Menschen an die Mißstände der großorganisatorischen Superstrukturen anzupassen, als diese selbst in ihren Fundamenten zu verändern.“³⁾ Während die klassische marxistische Doktrin im Proletariat das Subjekt der Revolution erblicken konnte, hat es die Gesellschaftstheorie Marcuses mit einem sozialen Universum zu tun, das dazu tendiert, seine eigene Negation zu integrieren: „Die Unterbindung sozialen Wandels ist vielleicht die hervorstechendste Leistung der fortgeschrittenen Industriegesellschaft.“

In immer neuen Umschreibungen entwirft Marcuse das Bild einer Zivilisation, die alle oppositionellen Kräfte absorbiert und gleichschaltet. Nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch Kunst, Religion und Philosophie, die früher trotz ihrer Ohnmacht wenigstens eine utopisch-idealische Distanz zur Gesellschaft gewahrt hätten, seien inzwischen zu bloßen Sparten repressiver Verwaltung abgesunken. Dieser Degeneration zur „Eindimensionalität“ widmet Marcuse den größten Teil seiner Ausführungen. Seine Analyse

2) Karl Mannheim: Ideologie und Utopie. Verlag G. Schulte-Bulmke, Frankfurt/M. 41965, S. 224 f.

3) Helmut Schelsky: Ober das Restaurative in unserer Zeit. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9. April 1955.

beschränkt sich also, marxistisch gesprochen, auf bestimmte Phänomene des „Überbaus“, der „Ideologie“. Darin liegt eine Schwäche des Buches, das, trotz einzelner treffender Formulierungen, nicht ganz das Niveau der früheren Veröffentlichungen⁴⁾ seines Autors erreicht. Das Unbehagen, das den Leser bei der Lektüre zunehmend befällt, hat wohl seinen Grund darin, daß Marcuse diesmal dialektisches Denken, wie er es versteht, mehr beschwört und dekretiert als im Zuge seiner eigenen Argumentation verwirklicht, gleichsam als sei sein Angriff auf das eindimensionale Denken von diesem selbst nicht ganz unbeschädigt geblieben.

Schon der Begriff „eindimensionales Denken“ ist fragwürdig, da er die unterschiedlichsten Manifestationen pauschal subsumiert — nicht anders als etwa der „faustische Mensch“ bei *Spengler* oder der polemische „Irrationalismus“-Begriff bei *Lukács*. *Aristoteles*, logischer Positivismus, linguistische Philosophie, Behaviorismus in Soziologie und Psychologie, Operationalismus in den Naturwissenschaften, Semantik und empirische Sozialforschung sind für Marcuse ebenso Symptome eindimensionalen Denkens, wie die Sprache der *New York Times*, die Entsublimierung der menschlichen Beziehungen und die nukleare Strategie der Großmächte. Die Auslassungen über *Ludwig Wittgenstein* kann man wohl nicht anders als böseartig bezeichnen: „akademischer Sado-Masochismus“, „Selbsterniedrigung“, „päpstliche Autorität und gutmütige Anbiederung“, „Denunziation“ sind nur einige seiner Schelten.

Wenn Marcuse gegenüber dem eindimensionalen Denken, das er als konformistisch, entfremdet und repressiv verurteilt, auf der Dialektik als angeblicher „Logik des Protests“ besteht, kann man nicht umhin, daran zu erinnern, daß nicht der vielgeschmähte Positivismus, sondern die dialektische Methode von *Hegel* bis zum Sowjetmarxismus und zum faschistischen Staatskult als willfährige *ancilla* der jeweiligen Machthaber gedient hat.

Man denke nur an *Giovanni Gentile*, den hegelianischen Apologeten *Mussolinis*, der seinerseits öffentlich erklärt hat: „Wir sind Hegelianer“, oder an *Max Wundt*, *Julius Binder*, *Karl Larenz*, *Christoph Steding*, *Wolfgang Schmidt* und andere deutsche Gelehrte, die den *Hitler-Staat* mit Hilfe der Dialektik philosophisch legitimiert haben.

Angesichts dieser massiven geistesgeschichtlichen Tatsachen, auf die *Ernst Topitsch* erst kürzlich wieder hingewiesen hat, ist es nicht mehr gut möglich, Dialektik so ohne weiteres als per se freiheitlich, kritisch und revolutionär anzupreisen.⁵⁾ Daß Marcuse, fixiert auf einen mißverstandenen und verkannten Gegner, die Kybernetik als möglichen Probestein dialektischen Denkens⁶⁾ gänzlich unbeachtet läßt, sei als beklagenswerte Lücke festgehalten.

Aus seiner unreflektierten Absage an die gesamte moderne logisch-positivistische Philosophie, die er denunziert wie nur irgendein abendländischer Restaurateur, gelangt Marcuse bedenklich in die Nähe des neuromantischen Irrationalismus und der Existenzphilosophie. Man vergleiche daraufhin seine Interpretation von Logik und Technik mit der *Martin Heideggers*, seine abstrakte Geste der „großen Weigerung“ mit dem „Menschen in der Revolte“ von *Camus* (wobei letzterer, sehr zu seinem Vorteil, mit viel weniger Aufwand an Dialektik auskommt). Verwirrt steht man vor dem Fall eines — *sit venia verhol* — linken Denkers, der sich restlos des Instrumentariums fortgeschrittener Ideologiekritik und Wissenschaftstheorie begeben hat und mit geradezu verzweif-

4) Vgl. dazu: Gerd-Klaus Kaltenbrunner: Die große Weigerung. Anmerkungen zu Herbert Marcuse. In: Werkhefte 21. Jg., H. 3, März 1967, S. 85 ff.

5) Vgl. Ernst Topitsch: Hegel und das Dritte Reich. In: Der Monat, H. 213, Juni 1966, S. 36 ff. — Ober die politische Manipulierbarkeit der Dialektik vgl. auch T. D. Weldon: Kritik der politischen Sprache. Vom Sinn politischer Begriffe. Verlag Luchterhand, Neuwied 1962, vor allem S. 121 ff., 138 ff.

6) Vgl. Louis Couffignal: Kybernetische Grundbegriffe. Agis-Verlag, Baden-Baden, ca. 1962; Otto Walter Haseloff u. a.: Kybernetik als soziale Tatsache. Bergedorfer Protokolle, Bd. 3, Verlag R. v. Decker, Hamburg — Berlin 1963; Helmar Frank: Kybernetik und Philosophie. Materialien und Grundriß zu einer Philosophie der Kybernetik. Verlag Duncker & Humblot, Berlin 1966.

tem Eigensinn auf, man möchte sagen, vorkritische Traditionsbestände, Heilswissen und Romantik zurückgreift.

„Das Denken im Widerspruch muß dem Bestehenden gegenüber negativer und utopischer werden.“⁷⁾ Diese These, mit der Marcuse 1964 seine Aufsätze aus den dreißiger Jahren neu herausgegeben hat, könnte auch das Motto seines jüngsten Buches sein. Denken im Widerspruch, d. h. Dialektik, Negation und Utopie sind für ihn ein und dasselbe geworden.

Der Inhalt der Utopie hat sich zusammengezogen auf die abstrakte Formel vom „befriedeten Dasein“ und, an anderer Stelle, vom „Ende der Herrschaft“. Es fallen drohende Worte wie das von der „Katastrophe der Befreiung“, von der Opposition „außerhalb des demokratischen Prozesses“, auf die nun das proletarische Erstgeburtsrecht übergegangen sei, von der Wissenschaft als „politischem Unternehmen“ und von der „erzieherischen Diktatur“. Den hier anklingenden Kontext von Utopie und Terror würde Marcuse selbst kaum in Abrede stellen, denn „die gewaltlose Gesellschaft bleibt die Möglichkeit einer geschichtlichen Stufe, die erst zu erkämpfen ist“.⁸⁾

Es stellt sich die Frage, wie schon gegenüber Marcuses Emphase für die Dialektik, was aus solchen Ideen wird, wenn sie, einmal zum Jargon geworden, als Instrumente und Embleme politischen Kampfes fungieren. Wenn auch zwischen den Thesen, die ein philosophischer Schriftsteller verkündet, und ihrer politischen Effektivität keine direkte Zuordnung möglich ist, so kann Marcuse dieser fatalen Problematik um so weniger ausweichen, als seine Theorie die bestehende Gesellschaft von vornherein nur im Hinblick auf ihre Negation betrachtet und insofern in hohem Grade politisch ist, nicht anders als der platonische Idealismus: „Die Suche nach der richtigen Definition, nach dem ‚Begriff der Tugend, Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Erkenntnis wird zu einem umstürzlerischen Unternehmen; denn der Begriff intendiert eine neue *Polis*.“

Unüberhörbar bleibt jedoch neben dem Moment utopischer Gewalttätigkeit, das nicht vertuscht werden soll, jener Ton von Trauer und Resignation, apokalyptischem Welt-schmerz des industriellen Zeitalters: „Vielleicht kann ein Unglück die Lage ändern, aber solange nicht die Anerkennung dessen, was getan und was verhindert wird, das Bewußtsein und Verhalten des Menschen umwälzt, wird nicht einmal eine Katastrophe die Änderung herbeiführen. . . . Aus theoretischen wie empirischen Gründen spricht der dialektische Begriff seine eigene Hoffnungslosigkeit aus . . . Nichts deutet darauf hin, daß es ein gutes Ende sein wird.“

7) Herbert Marcuse: Kultur und Gesellschaft I, edition suhrkamp Bd. 101, Frankfurt am Main 1965, S. 16.

8) Herbert Marcuse: Kultur und Gesellschaft II, edition suhrkamp Bd. 135, Frankfurt am Main 1965, S. 146.

Es gilt, den Zusammenhalt aller jener Kräfte zu stärken, die sich der freiheitlichen Ordnung verpflichtet fühlen und ihrer Fortentwicklung zu dienen bereit zeigen. Es geht hier um die gemeinsame Bemühung der Beweisführung, daß unsere demokratischen Vorstellungen sowohl den moralischen Forderungen wie den sozialen und wirtschaftlichen Problemen unserer Zeit gewachsen sind.

Die Festigung des gemeinsamen Bewußtseins freiheitlicher Menschen, die Bereitschaft, dieser Idee auf nationaler wie auf übernationaler Ebene in der täglichen Praxis zu entsprechen — die Bereitschaft, das nationale angebliche Selbstinteresse in Einklang mit der größeren gemeinsamen Aufgabe zu bringen, ist die Voraussetzung dafür, die Freiheit und die Menschenwürde gegenüber den Kräften der Diktaturen zu bewahren und auch denen Beispiel und Beistand sein zu können, die aus dem Dunkel mittelalterlichen Kolonialismus in das grelle Licht nationaler Unabhängigkeit treten, um das Abenteuer der Freiheit zu wagen.

Ludwig Rosenberg